

Generalvikar Prälat  
Dr. Stefan Heße  
Erzbistum Köln

„Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht – Caritas im Wandel von Kirche und Gesellschaft“



Vortrag im Rahmen der Reihe „Caritas und Theologie im Dialog“

10. Oktober 2013, Stadtmuseum Siegburg



Diözesan-  
Caritasverband für das  
Erzbistum Köln e. V.



Caritasverband Rhein-Sieg e.V.

Weitere Vorträge zu der Reihe Caritas und Theologie im Dialog finden Sie auf:

[www.caritasnet.de](http://www.caritasnet.de), hier Caritas-Pastoral

## Vortrag

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

den Titel meines heutigen Vortrags „Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht“, können Sie unschwer als Zitat von Papst Franziskus identifizieren. Der Gedanke findet sich auch schon in den Veröffentlichungen von Kardinal Bergoglio aus früheren Jahren. Er durchzieht seine Gedankenwelt wie ein roter Faden. Es geht dem Papst um eine Kirche, die aus sich selbst herausgehen soll und muss. Diesem Gedanken möchte ich mit Ihnen heute angesichts des Wandels von Kirche und Gesellschaft und auf der Suche nach dem Auftrag der Caritas in diesem Wandlungsprozess nachgehen.

### Einige Hinweise zum gesellschaftlichen Wandel

Mit der Moderne, der Postmoderne oder der zweiten Moderne stehen wir vor einem grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandel. Die moderne Gesellschaft ist keine geschlossene mehr, wie das bis dato der Fall war, sondern diese Geschlossenheit bricht auf, zerbricht vielleicht sogar. Lange war die Gesellschaft eine mehr oder weniger geschlossene Einheit, die sich seit der Aufklärung geradezu explosionsartig entfaltet. Im Ergebnis haben wir jetzt eine plurale, eine vielgestaltige Gesellschaft und eine sehr differenzierte Wirklichkeit vor uns. Es gibt nicht mehr die allgemeinverbindliche Form des menschlichen Lebens, der sich alle zuordnen oder verpflichtet fühlen. Die Lebensentwürfe sind bunt, vielfältig und ungleichzeitig. Für die Kirche ist das eine Herausforderung mit der sie längst noch nicht fertig ist, ja vielleicht noch gar nicht richtig Tuchfühlung aufgenommen hat. Dazu brauchen wir - theologisch gesprochen - eine milieu-sensible Pastoral. Wir können nicht mehr nur eine Pastoral praktizieren, die unisono eine Antwort auf alle Lebenswirklichkeiten und -entwürfe gibt, sondern wir müssen unsere Arbeit immer deutlicher auf die verschiedenen Milieus und deren Differenziertheiten ausrichten.

Dieses Zugehen auf die Lebenswirklichkeiten ist für die Kirche nichts Neues. Schon im Neuen Testament begegnet uns nicht nur ein Evangelium, sondern vier. Vielleicht würde hier eine alternative Formulierung besser passen: „... begegnet uns das Evangelium unter vier Gestalten (vgl. Vat. II. DV 18)“. Schon damals galt es, in unterschiedliche gesellschaftliche Wirklichkeiten hineinzuschreiben und zu verkünden. Matthäus, Markus, Lukas und Johannes haben unterschiedliche Adressatenkreise, modern gesagt, Milieus, andere Schichten, andere Menschen vor Augen, für die sie ihre Evangelien schreiben. Der heilige Paulus übersetzt diese Frohe Botschaft noch einmal ganz anders für die neuen Gemeinden von Kleinasien bis Rom.

So sind die gleichen Inhalte der einen Botschaft in die verschiedenen Wirklichkeiten und Realitäten hinein vermittelt worden. Wir können sogar sagen, dass diese verschiedenen Milieus theologieproduktiv waren. Denn es war ja nicht so, dass ein Matthäus, Markus, Lukas, Johannes oder Paulus genau das gleiche sagen. Vielmehr sagen sie es in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Milieu, mit den jeweiligen gesellschaftlichen Wirklichkeiten, und dies brachte noch mal ganz neue theologische Gedanken auf den Weg. Wenn Paulus nicht bis Korinth gekommen wäre, wären manche Inhalte seiner Verkündigung nicht nur nie aufgeschrieben worden, wir wären sicher auch auf einem anderen Niveau stehengeblieben. Also: Milieus sind theologie-produktive Orte und das gilt bis heute. Die gesellschaftlichen Milieus müssen uns kirchlicherseits viel stärker herausfordern. Es reicht nicht, die Frohe Botschaft in eine neue Sprache zu kleiden, wir müssen auch fragen, was der theologische Ansatz für das jeweilige Milieu ist. Welche Fragen stellen die Menschen dort und wie antworten wir darauf, damit die Botschaft in dieser Lebenssituation relevant wird? Das Ziel ist es, das Evangelium relevant – also bedeutsam für das Leben der Menschen werden zu lassen. Die Kirche als Absender dieser Botschaft muss sich daher nach dem Empfänger richten. Hierbei gilt es auf jede Defizitperspektive zu verzichten. Mitunter kann man den Eindruck gewinnen, dass wir

als Kirche mit der Vorstellung durch die Welt gehen, wir seien in jeder Hinsicht im Besitz des „Steins der Weisen“. Es hat schnell die Attitüde der Überheblichkeit, wie arm doch die anderen dran sind, die vom Evangelium noch nie etwas gehört oder gesehen haben. Es darf für uns keine Minderwertigkeitsbetrachtung der anderen Milieus, der anderen Menschen geben, sondern wir müssen uns ihnen aus der Perspektive der Wertschätzung, der Sympathie und des Interesses nähern – eben evangeliumsgemäß.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor beschreibt in seinem Buch „Ein säkularisiertes Zeitalter“ den sich ereignenden Wandel ganz schlicht: von einer Gesellschaft in der es praktisch unmöglich war, nicht an Gott zu glauben, führt er zu einer Gesellschaft, in der dieser Glaube nur eine Möglichkeit neben vielen anderen ist. Das scheint mir eine treffende Diagnose zu sein, die den grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandel zum Ausdruck bringt. Vielleicht hilft uns hier aus der Theologie heraus der Ansatz von Karl Rahner ein wenig weiter, der zu meinen Studienzeiten als schwere Kost galt, um den es aber mittlerweile eher still geworden ist. Ich möchte ihn heute Abend ein wenig aus dem Schatten holen. Karl Rahner hat die anthropologische Wende erfasst und beschreibt die Selbstmitteilung Gottes als einen Weg Gottes zum Menschen hin. Der Mensch ist von sich aus schon auf Gottes Anruf hin geöffnet und in der Lage, darauf frei zu antworten. Sie kennen vielleicht die schlagwortartige These vom anonymen Christen. Damit meint Karl Rahner eigentlich, dass die Lebensgeschichte eines Menschen zum Transzendental der Heilsgeschichte wird. Das heißt, dass sich in der Lebensgeschichte eines Menschen Heilsgeschichte ereignet und wiederfinden lässt, auch wenn der Einzelne das nicht wissen mag, die Präsenz Gottes sozusagen anonym vorliegt. Für mich ist dies ein sehr wichtiger Gedanke, dass wir nicht mit einem abschätzigen Blick auf unsere Zeitgenossen schauen, sondern mit der Überzeugung, dass in deren Leben Gott längst präsent und am Werk ist, auch wenn sie selbst dies mit ganz anderen Worten beschreiben und anders deuten, als wir dies tun möchten.

### **Einige Gedanken zum kirchlichen Wandel**

Am 11. Oktober 1962 eröffnete Johannes XXIII. das 2. Vatikanische Konzil. Dieses Konzil hat der Kirche viele wertvolle Impulse gegeben, u.a. auch im Hinblick auf das Selbstverständnis der Kirche. Bis zum 2. Vatikanischen Konzil gab es die gängige theologische Auffassung der Kirche als einer „perfekten Gemeinschaft“, als einer „societas perfecta“, das heißt als eine tadellose Gesellschaft, in der sich sozusagen schon auf Erden der Himmel abbildet. Dieses Bild von der „societas perfecta“ wird durch das 2. Vatikanische Konzil nicht mehr weiter verfolgt. „Societas perfecta“ bezeichnet nach kirchlicher Lehre sowohl den Staat als auch die Kirche. Es geht dabei nicht um moralische *Vollkommenheit*, sondern um *Vollständigkeit*.

Es kommen andere, sehr biblische Bilder wie z.B. das pilgernde Gottesvolk zum Tragen. Zu Beginn der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ begegnet uns die Kirche als Sakrament. Man versteht die Kirche seit dem 2. Vatikanischen Konzil als das Grundsakrament schlechthin. Die sieben Einzelsakramente, die wir kennen, sind Ausdruck dieser Grundsakramentalität der Kirche. Diese wiederum ist grundgelegt in dem Ursakrament Jesus Christus.

Sakrament steht für ein sichtbares Zeichen und Werkzeug der verborgenen Heilswirklichkeit. Jesus Christus wird als das Zeichen Gottes schlechthin aufgefasst. Er sagt das einmal selber mit dem Wort: „Wer mich sieht, sieht den Vater.“ Wer also Christus sieht, sieht das Zeichen des Vaters in der Welt. Und diese Zeichenhaftigkeit Gottes schenkt sich dann in den sieben Sakramenten der Kirche. Das heißt, der Vater wird dargestellt und wirkt im Sohn, und dieses Zeichen des Sohnes bleibt durch die Kirchengeschichte lebendig in den sieben Sakramenten.

Kirchengeschichtler wissen, dass es im Laufe der Geschichte nicht immer nur sieben Sakramente gab. Es mag verblüffen, aber es gab bis zu 30. [Bekanntlich hat der Kölner bis heute „zwei Sakramente mehr: den Blasius-Segen und das Aschenkreuz“. Und wenn für den Kölner gar nichts mehr geht, dann sind sogar „die Tante im Kloster“ und „die Kerze in der Kupfergasse“ wie ein Sakrament.]

So wie der Kölner das heute oft noch fühlt, ging man in früheren Jahrhunderten sehr weitläufig mit der Definition eines Sakramentes um und könnte sich sogar heute, rein theoretisch, vorstellen, dass es andere Sakramente geben könnte.

Entscheidend aber ist das Verständnis des Sakramentenbegriffs als Bild für die Kirche: Kirche als Zeichen, als Werkzeug des Heils. Mit ihren ersten Worten sagt die Kirchenkonstitution *Lumen gentium*, dass Christus das leuchtende Licht für die Völker ist, das auf dem Antlitz der Kirche widerscheint. Das ist etwas ganz anderes als eine „*societas perfecta*“, wie sie vor dem 2. Vatikanischen Konzil betont wurde.

Es gilt, diesen Wandel im Selbstverständnis der Kirche fruchtbar zu machen. Es gilt, die Zeichenhaftigkeit der Kirche unter den veränderten Bedingungen der zweiten Moderne zu gestalten.

Anders gesagt, wir müssen uns immer mehr damit auseinandersetzen, dass die Volkskirche an ihr Ende gekommen ist. Das hängt mit dem nur skizzierten gesellschaftlichen Wandel zusammen. Wenn die Gesellschaft keine geschlossene Größe mehr ist, dann kann ihr auch keine geschlossene Volkskirche gegenüberstehen. Es sei denn, man würde die Kirche (wieder) als „Kontrastgesellschaft“ verstehen – wie gut fügte sich die junge Kirche denn in das damalige Konzept des römischen Reiches ein? Aber das ist nur ein persönlicher Gedanke. Dies korrespondiert in keiner Weise und deswegen hat - auch bei aller erdenklichen Anstrengung - die Volkskirche keine Zukunft. Ein solcher Überlebenskampf ist schon im Ansatz verloren. Das ist die Realität, mit der wir umgehen müssen - gerade auch in unseren Gemeinden, wo noch viele volksskirchliche Elemente fröhliche Urstände feiern. Die klassischen Stützen dieser Volkskirche, die den Glauben bisher getragen haben, tragen nicht mehr einfach weiter: Familie, Schule, Verbände, Vereine, die Pfarrei. Stattdessen tritt die je persönliche Glaubensentscheidung des Einzelnen viel stärker in den Blickpunkt. Und da müssen wir als Kirche begleitend und helfend zur Seite stehen, dass Menschen diese Entscheidung treffen können, dass sie diese Entscheidung leben können und dass sie ihre persönliche Glaubensbiografie vertiefen und gestalten können.

Ein weiterer wichtiger Gedanke, der den Wandel für die katholische Kirche in dieser gesellschaftlichen Situation prägt, ist der Dialog. Fraglos hat dieses Wort heute Hochkonjunktur. Aber wenn man genau hinschaut, dann ist es eigentlich schon während des 2. Vatikanischen Konzils stark ausgeprägt worden und dies kam nicht von ungefähr. Papst Paul VI., der das Konzil zu Ende geführt hat, hat diesem Thema 1964 seine erste Enzyklika „*Ecclesiam suam*“ gewidmet. Wer heute theologisch etwas über den Dialog in Erfahrung bringen will, der sollte in dieses Dokument schauen. In meinem Studium fand diese Enzyklika leider keine Erwähnung. Ich bin dankbar, sie vor kurzem detailliert gelesen zu haben. Paul VI. schreibt darin über die Kirche: „Die Kirche muss zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt.“ Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog. Da ist im Zeichen des Wortes der zu Anfang skizzierte Gedanke der Kirche als Zeichen und Werkzeug des Heiles, als Sakrament. Paulinisch könnte man hier auch den Gedanken vom Sauerteig einführen, der sich hineingibt in das Ganze und der in einen Dialog mit der Welt hineintritt und so die Welt verändert. Das 2. Vatikanische Konzil bringt das in der pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „*Gaudium et spes*“ mit ungewohnt programmatischen Worten zum Ausdruck. Gleich zu Anfang heißt es „*Gaudium et spes*, Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Jesu Christi.“ Alle Lebensgefühle der Menschen sollen in dieser Kirche widerhallen. Diese Worte sind eine

Neu-Akzentuierung, denn nicht einfach das, was die Kirche glaubt, soll im Leben der Menschen ein Echo finden, sondern ihr Leben: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen sollen in der Kirche Widerhall finden: resonare, wiederklingen. Da ist die anthropologische Wende und ich glaube, damit wird deutlich, dass die Kirche von außen her ihre Zeichenhaftigkeit lernen soll. Wir haben das Bild einer Kirche, die lehrt und belehrt. Dieses Konzept des 2. Vatikanischen Konzils dreht das Ganze um, erweitert es, schafft das eine nicht ab, aber setzt einen deutlichen neuen Akzent. Wir belehren nicht nur, sondern wir lassen uns auch belehren. Wir lassen uns etwas sagen. Der emeritierte Erzbischof von Poitiers, Jacques Albert Rouet, zieht daraus die ganz praktische Konsequenz: „Wer sich nicht von fremden Denkweisen beleben lässt, hat nichts mehr zu sagen und wird bedeutungslos, außer für diejenigen, die genauso denken. Wir sind nicht Kirche für uns, sondern für die Anderen, wir haben eine Sendung, und Dialog meint sowohl das Denken von innen nach außen, als auch und noch viel mehr von außen nach innen.“ Diese Denkrichtung gilt es neu zu entdecken: von der Welt und den Menschen zur Theologie, zur Kirche, zu Gott hin. Es ist der Weg mit Jesus in die Welt und mit Christus zum Vater, wissend, dass Jesus keine Berührungsgänge kannte, sondern bis an die Grenzen ging.

Lassen Sie mich einige ganz konkrete Wandlerscheinungen für unsere Kirche hier im Erzbistum Köln, aber auch darüber hinaus in vielen anderen Diözesen beschreiben.

Die Volkskirche geht zu Ende. Als Konsequenz kommt auch das Territorialprinzip als volkskirchliche Verwaltungseinheit an seine Grenzen, damit wird das Pfarreiprinzip selbst einen Wandel erleben. Viele Menschen fühlen sich dadurch schon heute nicht mehr erfasst oder angesprochen. Viele gehen nicht in die Kirche am Ort, sondern vielleicht in eine City-Kirche, dahin, wo ein Prediger ist, der ihrer Lebenssituation entspricht oder wo die Kirchenmusik sie anspricht oder wo andere zu treffen sind, mit denen sie sich im besten Sinne verstehen, eben auch im Glauben. Es wird künftig eine stärkere Akzentuierung auf die kategorialen Prinzipien geben. Und Kategorie heißt dann nicht mehr Sonderseelsorge im Sinne von Schule, Krankenhaus oder Altenpflegeheim. Eine solche Akzentuierung bedeutet eine Fülle von Kirchorten, die der Vielfalt in der Gesellschaft entspricht. Wir werden lernen müssen, Territorialeseelsorge kategorial zu begreifen. In einem Gebiet wird es Kategorien geben, ganz verschiedene Kirchorte, an denen sich kirchliches Leben ereignet. Eine Mittelpunktkirche, eine Wallfahrtskirche, ein Tagungshaus, ein jugendpastorales Zentrum, ein Bildungshaus, ein KSI, ein Michaelsberg wie hier in Siegburg, eine Passantenpastoral, ein Bibelkreis, Exerzitien im Alltag, eine charismatische Gruppe, ein Kirchenchor, eine Caritaspflegestation oder ein Obdachlosenheim, eine Jugendhilfeeinrichtung oder ein katholisches Krankenhaus, aber auch Projekthaftes wie eine Wallfahrt nach Santiago. Dieses Projekt endet dann aber auch nach dieser Wallfahrt. Genauso gut kann es die Mitwirkung bei der Einstudierung der Krönungsmesse von Mozart sein. Aus einem solchen Projektchor kann man dann nach der Aufführung wieder aussteigen. Es sind pastorale kategoriale Projekte, die auf Zukunft hin viel bedeutsamer werden.

In der ehemals geschlossenen Gesellschaft, von der ich eingangs gesprochen habe, war man von der Geburt bis zum Tod katholisch. Man könnte von einer Art Glocke sprechen, die das Ganze zusammenhielt oder umfasste, unter der man zwar geborgen war, aus der man aber auch nicht herauskam. Diese Glocke ist zerbrochen und deswegen wird ein Kind heute nicht mehr automatisch direkt nach der Geburt getauft, sondern vielleicht später, wenn die Eltern es für sinnvoll halten oder wenn das Kind selber entscheidet, vielleicht für unser Empfinden ziemlich spät. Und doch gibt es dann Berührungspunkte, Knotenpunkte des Glaubens, Berührungspunkte mit Kirche, Kirchorte, die den Glauben mitten im Leben anbieten. Aber diese Berührung geschieht wie in einem Netz und nicht wie in festgelegten gesellschaftlichen Schichten oder einem festgelegten Lebensweg. Das kann, wie bereits ausgeführt, auch temporär begrenzt sein. Das ist eine der größten Herausforderungen für uns. Wir haben stets die Vorstellung, Christsein ist ein Lebensprojekt. Das stammt aus den Anfängen der Kirche, als es selbstverständlich hieß: Semel catholicus, semper catholicus. Einmal ka-

tholisch, immer katholisch. Doch dies ist heute für viele nicht mehr gegeben. Das spüren wir nicht nur, wenn nach dem Weißen Sonntag die Kinder nicht mehr da sind und so für die Gemeinde augenfällig wird: Das Projekt Erstkommunion ist vorbei. Vielleicht kommt irgendwann noch das Projekt Firmung, aber das schwankt bereits. Ob das Projekt Hochzeit sich später anschließt, steht noch einmal auf einem ganz anderen Blatt. Oft sind das Angebote, für die sich Menschen - je nach Lebenssituation - phasenhaft entscheiden und die sie wie selbstverständlich auch wieder ablegen. Es kann sein, dass sie an anderer Stelle wieder in der Kirche auftauchen, es muss aber nicht sein. Die Katechetin, die Jahr für Jahr den Kommunionunterricht macht, gibt es kaum noch. Ebenso wenig wie die sehr engagierte Dame in der Pfarrcaritas, die ich in meiner Kaplanzeit vor 20 Jahren noch kennengelernt habe. Sie war die Vorsitzende der Pfarrcaritas und managte sie in vorbildlicher Weise. Nach ihr hat man so eine Person nie mehr gefunden, weil sich kaum noch Menschen so binden wollen und binden lassen. Früher ging der Pastor zu einzelnen Gemeindemitgliedern und versuchte, sie von einer notwendigen Aufgabe zu überzeugen. So können wir den Menschen heute nicht mehr begegnen. Das darf Kirche so auch gar nicht mehr erwarten. Die Formen der Freiwilligenarbeit haben sich ebenfalls gewandelt. Man verpflichtet sich eher zur einer Teamarbeit oder definiert selbst, für welche Idee und welches Anliegen man sich einzusetzen bereit ist. Erwartet wird im Gegenzug eine solide Vorbereitung bzw. Fortbildung, um eine Tätigkeit kompetent ausüben zu können. Man könnte es so formulieren: Ehrenamt ist Gott sei Dank anspruchsvoll.

Ein wichtiger Wandel der Pastoral und der kirchlichen Wirklichkeit liegt auch in der kommunikativen Dimension. Die Bedeutung des Dialogs als theologisch-ekklesiologische Kategorie habe ich bereits angedeutet. Konkret ist für viele heutige Menschen nicht nur das Credo, sondern auch unsere theologische Sprache Chinesisch: Fachchinesisch. Ein Mitbruder aus dem Diözesanklerus, Monsignore Gerhard Dane und andere Theologen aus unserem Bistum Köln haben eine Kolumne unter dem Motto: „Sprechen Sie kirchlich?“ geschrieben. Für viele Menschen ist die religiöse, die kirchliche Sprache eine Fremdsprache.

Gestern, in einem Kreis von Schulseelsorgern, wurde ein Text aus dem Buch Jona gelesen. Die Anwesenden hatten alle die Eingangssätze im Ohr, aber es wurde eine derart antiquierte Übersetzung gewählt, dass sie nicht nur mich aufhorchen ließ. So wurde zum Beispiel der Konjunktiv verwendet und man hörte, dass Gott „hülfe“. Da schmunzeln moderne Zeitgenossen bestenfalls höflich, weil diese Sprachform gar nicht mehr verwendet wird. Zwar ist sie grammatikalisch richtig und kein Deutschlehrer würde hier einen Fehler anstreichen, aber in der Umgangssprache sind die Hörenden doch befremdet.

Dabei habe ich immer das Beispiel der Touristenführer vor Augen. Im Kölner Dom kann man das täglich beobachten. Wenn die Touristen mit ihren Kopfhörern durch die Kathedrale laufen, muss die Information nicht nur in eine fremde Sprache übertragen werden, sondern es muss auch eine Übersetzung in eine andere Lebenswirklichkeit geleistet werden. Das ist nicht nur bei den Chinesen, die aus einem ganz anderen kulturellen Kontext kommen, der Fall. Vielen, die da im Dom unterwegs sind, sieht man die Ahnungslosigkeit förmlich an. Sie staunen, wenn sie z.B. vor der Schmuckmadonna ankommen, das eher zierliche Köpfchen der Madonna, die barocken Gewänder und vielen Ketten. Was mag ein Chinese bei diesem Anblick denken? Was soll er von dieser Figur halten? Es ist eine immense Leistung des Domführers, diese Darstellung in die Lebenswirklichkeit der Dombesucher zu übersetzen. Diese Dolmetscheraufgabe müssen wir Priester in jeder Predigt leisten, sonst sprechen wir an den Menschen vorbei. Diese Übersetzung müssen auch die Katecheten und auch die Religionslehrerinnen und -lehrer leisten - und schließlich muss dies jede und jeder leisten, wenn sie als Christen nach ihrem Glauben gefragt werden. Das ist eine große Herausforderung. Nicht ohne Grund geraten viele schnell ins Stottern und manchmal ins Schweigen. In der heutigen Zeit sind wir kirchlich so etwas wie religiöse Fremdenführer - wie die Frauen und die Männer, die im Dom die Führungen anbieten.

## Kirchlicher Wandel

Seit der Wahl von Papst Franziskus reiben sich die Menschen verblüfft die Augen. Von Papst Johannes XXIII. wird bekanntlich erzählt, er sei bei der Frage, was ein Konzil denn soll, an ein Fenster gegangen, habe es geöffnet und erklärt, es müsse ein frischer Wind in die Kirche. Ich glaube, dass Papst Franziskus einen deutlichen Schritt weitergeht. Ihm reicht es nicht, die Fenster und Türen der Kirche zu öffnen, vielmehr müssen wir durch die geöffneten Kirchentüren hindurchgehen, nach draußen, zu denen, die nicht mehr zu uns kommen; zu denen, die weggegangen sind, die sich verabschiedet haben, die gleichgültig geworden sind.

Das ist die theologische Konsequenz aus dem Hervorgehen Jesu aus dem Vater. Aus dem dreifaltigen Geheimnis Gottes geht Jesus hervor und wird Mensch. Diese Weise, die in Betlehem Realität wird, setzen die Apostel nach Pfingsten fort, sie wird zum Auftrag an die Kirche und damit an jeden von uns. Die Sendung des Heiligen Geistes ist konstitutiv für die *missio* der Apostel und aller Gläubigen.

Aber wir gehen oft nach innen und nicht „ad extra“, nach außen. Ich bin davon überzeugt, dass die Kirche heute in der Nachfolge Jesu diese Richtung viel stärker forcieren muss. Vielfach hat Papst Franziskus schon darauf hingewiesen, dass ein Christ und die ganze Kirche sich nicht ein-, ab- und verschließen dürfen. Jüngst hat er im Rahmen einer Ansprache an Katecheten aus der ganzen Welt in Rom noch einmal darauf hingewiesen: „Was ich jetzt sage, habe ich schon oft gesagt, aber es kommt mir aus dem Herzen, es zu sagen. Wenn wir Christen in unserer Gruppe, in unserer Bewegung, in unserer Pfarrei, in unserem Umfeld eingeschlossen bleiben, so bleiben wir verschlossen und es geschieht uns, was all dem geschieht, was eingeschlossen bleibt. Wenn ein Zimmer verschlossen bleibt, dann beginnt der Geruch der Feuchtigkeit. Wenn eine Person in jenem Zimmer eingeschlossen ist, wird sie krank. Wenn ein Christ in seiner Gruppe verschlossen ist, in seiner Pfarrei, in seiner Bewegung, dann ist er eingeschlossen, er wird krank.“ In früheren Veröffentlichungen hat der Papst das noch viel drastischer formuliert: „Dann wird der Christ Autist.“ Wenn aber ein Christ auf die Straße hinausgeht, in die Randgebiete, dann könne ihm zwar das passieren, was auf der Straße passieren kann, nämlich ein Unfall. Aber Franziskus sagt: „Ich ziehe tausendmal eine Kirche vor, die einen Unfall hat, als eine Kirche, die krank ist. Eine Kirche, ein Katechet, (er sprach ja zu den Katecheten in Rom), der den Mut hat, ein Risiko einzugehen um hinauszugehen, und nicht einen Katecheten, der studiert hat, alles weiß, aber immer verschlossen ist, der ist nämlich krank und manchmal ist er kopfkrank. Doch aufgepasst, Jesus sagt nicht „Geht hin, schaut zu wie ihr zurechtkommt“. Nein, das sagt er nicht. Jesus sagt: „Geht, ich bin bei euch.“ Das ist unsere Schönheit und unsere Kraft, wenn wir gehen, wenn wir hinausgehen, um das Evangelium mit Liebe zu bringen, mit apostolischem Geist, mit Überzeugungskraft, dann geht er mit uns, er geht uns voraus“.

Papst Franziskus will also eine Kirche, die nicht einfach die Türen und die Fenster aufreißt, sondern die den Mut hat, durch diese Türen hinauszugehen an die Ränder der Gesellschaft. Unser ehemaliger Erzbischof Kardinal Höffner hat in diesem Zusammenhang immer von der „Geh-hin-Kirche“ gesprochen. Diese Kirche erwartet nicht, dass die Menschen zu ihr kommen, sondern sie geht selbst zu den Menschen. Dazu muss sie Berührungsgänge abbauen, Menschen in den Blick nehmen, sie aufsuchen.

Wo aber sind die Ränder der Gesellschaft? Und wo sind die Menschen an diesen Rändern? Oder um es noch deutlicher zu sagen: Wo sind die Armen in meiner Umgebung? Das ist die Kernfrage der Caritas!

Im Alten Testament gibt es die berühmte Kundschaftererzählung. Als die Israeliten dem gelobten Land näherkommen, werden zwei Kundschafter vorausgeschickt, um einmal zu schauen, was denn das gelobte Land bietet. Sie bringen dann die Botschaft: Es ist phantastisch – Milch und Honig fließen dort, aber einen Nachteil gibt es: Die Menschen sind wie Riesen. Vielleicht kommen uns manchmal auch unsere Zeitgenossen wie Riesen vor, vor denen wir ängstlich davonlaufen.

Bemerkenswert finde ich, dass im Neuen Testament immer und immer wieder davon geredet wird, dass Jesus ganz gezielt die Menschen anblickt. Dass er sie anschaut. Etwa diesen jungen reichen Mann, dem er tief in die Augen blickt. Oder den kleinen Zachäus, der sich auf dem Baum versteckt hat und den Jesus trotzdem nicht übersieht, sondern im Gewühl der Menschen anblickt. Diesen Blick, diesen offenen Blick, der den Nächsten sieht, brauchen wir. Der Münsteraner Theologe Johann Baptist Metz spricht ganz gezielt von der „Mystik der offenen Augen“.

Mystik heißt nicht nur auf den Knien liegen und beten, auf dem Berg Tabor oder in unseren Kirchen, sondern es gibt eine Mystik der offenen Augen auf dem Marktplatz, an den Rändern der Gesellschaft, mitten im Leben. Wir dürfen unsere Zeitgenossen nicht als Bedrohung des Glaubens sehen, sondern als faszinierende Chance. Wir dürfen uns weder als besonders fromm über sie erheben und sie religiös abschätzig anschauen, noch sollten wir sie als Riesen sehen, vor denen wir schlotternde Knie bekommen.

Es geht um eine Haltung ganz im Sinne einer alten theologischen Grundwahrheit: Die Welt ist ein Kampfplatz, aber den Kampf haben wir längst gewonnen, weil Jesus Christus den entscheidenden Kampf gegen den Tod gewonnen hat. Deswegen können wir ohne Ängste in die ganze Welt hinausgehen und ihr unsere Botschaft bringen. Aber wir können nur die gewinnen und evangelisieren, die wir lieben. Wenn wir nur mit einem Plan, nur mit einem Programm kommen, ohne die Menschen wirklich zu mögen, dann werden wir sie nicht erreichen und schon gar nicht im Innersten treffen.

Wenn wir aber versuchen, die Menschen zu lieben, dann können wir auch versuchen, uns in die Räume, in denen die Menschen leben, einzubringen und einzufühlen. Die erste Frage, die Gott in der Heiligen Schrift an den Menschen richtet, ist die an Adam, der sich versteckt hatte: „Adam, wo bist du?“ Die Frage ist nicht, „Was hast du gemacht?“ Die Frage geht auch nicht in puncto Identität „Wer bist du?“, sondern die Frage heißt: „Wo bist du?“ Die Orte sind nicht so unbedeutend und zufällig, wie wir oft meinen, vielmehr können diese Orte gleichsam zu theologischen Herausforderungen werden: „Wo bist du?“ und „Wo bist du nicht?“

Mitunter müssen wir erst gewisse Orte und ihre Botschaft erkundet haben, um unseren Weg zu finden. Ich denke an Petrus, der Jesus sozusagen zum König machen möchte und alles verhindern möchte, was diesem Ruf abträglich ist oder was seinen Meister in die Krise führt. Aber Jesus weist ihn barsch zurück und sagt: „Weg von mir, Satan.“ Was nichts anderes heißt, als ‚Du hast nicht im Sinn, was Gottes Weg ist‘. Aber Jesus belässt es nicht dabei, sondern er nimmt den Petrus mit auf den Weg nach Jerusalem. An diesem Ort Jerusalem lernt Petrus die vielleicht wichtigste Lehre seines Lebens. Jerusalem wird zum Ort einer Erfahrung des Kreuzes, der Passion. An diesem Ort verändert sich dieser Mann total und deswegen sollten wir wirklich genau schauen, wie ist das mit den Orten, an denen wir stehen oder an denen wir stehen sollten. Könnten diese Orte für uns nicht nur Impulse sein, sondern uns sogar weiterführen, uns lehren, uns bereichern?

Das alles ist ein Wagnis. Papst Franziskus sagt in dem bereits nach kurzer Zeit berühmten Interview, das er vor kurzem den ‚Stimmen der Zeit‘ gegeben hat: „Unser Leben ist nicht wie ein Opernlibretto.“ Auf gut deutsch, im Opernlibretto ist das Drama vorgezeichnet und wir blättern um und gehen mit und „fertig ist die Sause“. Unser Leben ist kein Labor Glaube, sondern ein Glaube, der unterwegs ist, ein geschichtlicher, ein historischer Glaube.

Wenn wir in diesem Jahr auf 1700 Jahre Erzbistum Köln zurückblicken, wird deutlich, wie sehr der Glaube eine Entwicklung ist, eine Reise durch die Zeit. Es war eben nicht am Anfang alles klar, und heute geht es genauso weiter, wie es vor 1700 Jahren war. Sondern diese 1700 Jahre stehen für Reifung und Entwicklung, für einen Prozess, für Veränderung. Wenn auch das Wesen der Kirche gleich bleibt, die Form ändert sich allemal. Und dank dieser Reise durch die Zeit und durch die verschiedenen Orte des Lebens kommen wir dem

Inhalt des Glaubens näher als unsere Vorfahren. Wir dürfen auf den theologischen Erfahrungen und den Glaubenserfahrungen unserer Vorfahren aufbauen. Wir brauchen nicht alles zu wiederholen und eins zu eins abzubilden, sondern wir können und müssen weitergehen. Für diese Reise haben wir alles im Gepäck und wissen gleichzeitig: Es bleibt ein Abenteuer. In diesem Punkt ist Christsein nie langweilig und eine Aufforderung zu immer neuen Begegnungen – vor allem mit denen, die auf den ersten Blick keinen Ort in dieser Welt haben und am Rande leben.

Wer die Wunden der Menschen an den Rändern heilen möchte, der muss, um es noch einmal zu sagen, Interesse am Menschen haben, der muss den Menschen mögen, der muss ihn lieben. Er darf nicht gleichgültig sein und darf schon gar nicht mit erhobenem Zeigefinger handeln. Sonst wird er das Wesentliche verpassen. Das Wesentlichste, was uns den Schatz des anderen zeigt, ist die Tatsache, dass der andere genauso erlöst ist wie wir. Als Christen haben wir keine „Verdammten“, keine „Minderwertigkeitsmenschen“ neben uns, sondern wir haben in jedem von Gott befreite und erlöste Zeitgenossen vor uns. Unabhängig, ob sie zur Kirche kommen oder nicht zur Kirche kommen wollen und gehören wollen. Das ist ein Schatz, den wir gar nicht überschätzen können. Das ist sozusagen das Maximum dessen, was wir vom anderen hoffen und glauben können: Du bist nicht nur geschaffen nach Gottes Bild, du bist nicht nur ein Geschöpf Gottes, sondern du bist auch ein Erlöster.

Sie wissen, dass Papst Franziskus im vatikanischen Gästehaus St. Martha wohnen geblieben ist und entschieden hat, nicht in den Apostolischen Palast umzuziehen. Seine Begründung ist nicht, dass ihm die Räume zu pompös wären, der entscheidende Grund für Papst Franziskus ist, dass er dort nicht alleine leben will, sondern unter Menschen sein will. Dieser Papst legt Wert auf Gemeinschaft. Und damit zeigt uns der Papst noch einmal sehr deutlich, dass christliches Leben, christliches Handeln auch caritatives Handeln immer von und in der Gemeinschaft lebt. Niemand ist für sich Christ, niemand ist für sich Mensch, sondern er ist eingebunden in das Ganze der Mitmenschen. Wir alle sind miteinander verbunden und haben den Auftrag, füreinander da zu sein. Noch einmal ein Zitat von Papst Franziskus: „Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder hohem Zucker fragen. Man muss die Wunden heilen. Dann können wir von allem anderen sprechen.“

Man muss bei den Bedürfnissen der Menschen anfangen - ganz unten anfangen. Deswegen war es eine wichtige Geste, dass Papst Franziskus am ersten Gründonnerstag, den er als Papst in Rom feierte, bewusst in ein römisches Gefängnis gegangen ist. Das hat er als Erzbischof in Buenos Aires schon so gemacht. Er ist förmlich nach unten gegangen, indem er sich auf den Boden kniete und zwölf Gefangenen die Füße gewaschen hat. Und schon gab es Aufschreie, weil Frauen darunter waren, und dann auch noch Menschen islamischen Glaubens. Vielleicht sogar Menschen die, wie man hier im Rheinland sagt, nix sind.

Wenn wir nach unten gehen, dann gehen wir auf Augenhöhe. Dort müssen wir mit diesem Dienst anfangen. Papst Franziskus ist noch einmal nach unten gegangen, in den Süden Italiens, nach Lampedusa. Als der EU-Kommissionspräsident Barroso und Italiens Regierungschef dort waren, wurden Buh-Rufe und ‚Schande‘ gebrüllt. Bei Papst Franziskus, der den beiden zugehört hat, sah das anders aus. Er kam und hörte zu, trauerte, betete und sprach von einem „Tal der Tränen“. Eine Kirche der Caritas wendet sich dem Unerlösten, dem Unbefreiten, dem Unbewussten und Unvollkommenen, ja dem Bruchstückhaften zu. Sie weiß um Makel und Schatten, um Kratzer und Narben, um Wunden und Schwächen und entwickelt dafür eine Leidenschaft. Das vollzieht sich durch ganz unterschiedliche Menschen an ganz vielen Orten. Dazu braucht es Zeit, vielfältige Prozesse, die dieser Papst neu in Gang setzt. Er sagt, wir müssen Prozesse eher in Gang bringen, darauf kommt es an. Gott offenbart sich in der Zeit und ist gegenwärtig in den Prozessen der Geschichte.

In dreifacher Weise haben wir den Wandel betrachtet: den Wandel in der Gesellschaft, den Wandel in der Kirche und den Wandel unter unserem neuen Papst in den ersten Monaten

seines Pontifikats - jeweils unter dem Gesichtspunkt „Wenn die Kirche nicht aus sich herausgeht“. Wenn die Kirche nicht aus sich herausgeht, dann bleibt nicht nur die Kirche in sich verschlossen oder wird, wie der Papst sagt, krank, sondern dann enthalten wir auch vielen Menschen das vor, was wir ihnen bringen sollen und was nur wir ihnen bringen können. Deswegen sollten wir mutig diesen Weg gehen, von innen nach außen und dann natürlich wieder von außen nach innen und immer wieder zwischen diesen beiden Polen.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich mit Papst Franziskus in Ihren Lebensumständen, natürlich im Bereich der Caritas und an den Orten, wo Sie leben, weiter diesem Weg anschließen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!